

Verbundkatalog Kalliope

In: Die Sammlung. Jg. 1, H. 2, S. 98-103.

Das Schweigen Stefan Georges.

Mann, Klaus

Okt.

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

DIE SAMMLUNG

LITERARISCHE MONATSSCHRIFT
UNTER DEM PATRONAT VON *ANDRÉ GIDE*
ALDOUS HUXLEY · HEINRICH MANN
HERAUSGEGEBEN VON *KLAUS MANN*

1. JAHRGANG

2. HEFT

OKTOBER 1933

INHALT:

ALDOUS HUXLEY Aus einem mittelamerikanischen Merkbuch

THOMAS MICHEL Das Konkordat

ERNST TOLLER Kindheit

FRANZ KAFKA Fahrt zur Mutter

GUSTAV REGLER Die Heilige im Sarg

HEINRICH EDUARD JACOB Musik und Verwirklichung

KLAUS MANN Das Schweigen Stefan Georges

ELSE LASKER-SCHÜLER Abendzeit

GLOSSEN

QUERIDO VERLAG · AMSTERDAM

DAS SCHWEIGEN STEFAN GEORGES

VON KLAUS MANN

Wir feierten den sechzigsten Geburtstag Stefan Georges. Wir liebten ihn und wir bekannten unsere Liebe, die eine grosse, ernste und verpflichtende war. Ist es wirklich erst fünf Jahre her? Man lebte damals wohl in einem Zustand grösserer Unschuld als heute. Das heisst: man meinte die geistigen Werte, wenn man von ihnen sprach,

nicht ihre Ausmünzung, ihre Verzerrung und Herabsetzung ins Tagespolitische. Freilich wusste man damals schon, dass die Möglichkeit zu dieser gefährlichen Benutzung einer an sich bewundernswürdigen Haltung bestand, wenn auch nur in einer Sphäre, die weit entfernt und verhasst war. In einer Art von hochmütiger Naivität glaubte man sich von dieser Sphäre derart distanziert, dass man sich einfach nicht um sie kümmern mochte. Wir bewunderten, wo wir das Reine, auf seine Art Vorbildliche sahen und erkannten, und meinten, dass es uns nichts angehe, was aus Ethos und Gebärde unseres Dichters in den Köpfen derer wurde, vor deren Unreinheit uns ekelte und die wir übersehen zu dürfen meinten, obwohl sie doch alles angriffen und in Frage stellten, woran wir glauben, und uns zudem, damals schon, allen Ernstes nach dem Leben trachteten. Es führten Fäden von George und seinem Kreis ins Lager des Feindes, darüber täuschten wir uns nicht, während wir den „Siebenten Ring“ für das grösste Gedichtbuch in deutscher Sprache hielten. Wir wussten, bis zu welchem unverzeihlichen Grade gewisse Professoren, die dem „Meister“ nahestanden, entartet waren; dass sie von ihren Lehrstühlen den nächsten Krieg und die heilige Sendung der blonden Rasse predigten. Es war uns bekannt, dass von den jungen deutschen Fascisten die Besten, Geistigsten und deshalb Gefährlichsten den „Stern des Bundes“ wie eine Bibel auf ihrem Pult liegen hatten, und dass vielleicht sogar der eine oder andere übertrieben Gedankenvolle im braunen Hemd feierliche Mussestunden dazu benutzte, im „Neuen Reich“ zu blättern — sicher zum Befremden seiner Kameraden. Er wird vieles, ja das Meiste in diesem Buch überschlagen, aber dann eben leider doch einiges finden, wobei er grimmig bestätigend nickt: etwa den berühmten Spruch an die Toten „Wenn einst dies Geschlecht sich gereinigt von Schande...“ oder die Stelle in dem Gedicht vom „Dichter in Zeiten der Wirren“, wo gar das „völkische Banner“ angeredet wird. — Ja, was in der neu-deutschen Ideologie überhaupt diesen Namen verdient und nicht einfach oberflächliche Entschuldigung für Roheiten ist, könnte sich in den letzten Büchern Stefan Georges eine Bestätigung holen, wie sie es nicht verdient. Hier ist alles schon da, ausgeführt mit einem Glanz und einer Reinheit, vor der die Grössen von Göbbels Gnaden schweigend in die Kniee brechen müssten: der Führergedanke in seiner radikalen Pointierung; der Kult des heroischen Jünglings; die Verherrlichung der Zucht, des heldischen Todes; das anti-Materialistische; die Wiederentdeckung jenes „geheimen Deutschland“ mit seiner Landschaft, Sitte und Sprache; die romantische Begeisterung für das Mittelalter. All das ist da, gegenwärtig — wenngleich dargestellt, gefeiert, gefordert, be-

sungen in einer Sprache, die jenen schwer zugänglich sein dürfte, die da ihren Browning entsichern, wenn sie das Wort „Kultur“ hören. Aber so dumm sind sie doch nicht, dass sie nicht spürten, diese Propagandachefs einer blutigen Sache, was hier für sie zu holen wäre, welcher Schatz hier für sie bereit läge und dass hier endlich Einer, ein Einziger von höchstem Niveau zu finden ist, von dem es aussieht, als ob er die innere Möglichkeit hätte, einer der Ihren zu sein. Und so beginnt das Werben um Stefan George. Der Völkische Beobachter selber bettelt, der Meister möge doch in die Akademie des Hakenkreuzes eintreten — in diese Karikatur einer Akademie, um deretwillen Gerhart Hauptmann, alter Favorit der Sozialdemokraten, die letzte Würde opferte, was man ihm jedoch mit einem beschämend kühlen Empfang quittiert. Aber George — den hätten sie gar zu gern. Und mit einem gewissen Entsetzen erfährt man, dass die Führer des Dritten Reiches zwischen ihren Reitpeitschen, Todesurteilen und Rundfunkreden die Photographie Georges auf ihrem Schreibtisch aufgebaut haben sollen, neben der Napoleons und Adolf Hitlers. Ist es schon so weit gekommen?

George aber schweigt. Er hat lange geschwiegen, und mit einer bedrückenden Wucht. Doch wäre die Stunde nicht würdig hervorzutreten, sich eindrucksvoll zu bekennen — wenn er die Stunde eben würdig fände? Wenn er dies Geschlecht, dessen Erniedrigung er so viel beschmäht und so sehr beklagt hat — wenn er es endlich endlich gereinigt fände von Schande: wäre es nicht der Augenblick für den alten, schon mythisch gewordenen Dichter die Stimme zu erheben, sein „Ja“ zu rufen, so dass alle es hörten? — Er aber schweigt, und es lässt nur eine Deutung zu, dieses noch einmal und wieder so beredte Schweigen: er identifiziert sich NICHT mit diesem neuen Deutschland, er kann seinen grossen Traum nicht wiedererkennen in ihm. Seine Sehnsucht bleibt unerfüllt. Und wir wissen warum.

Wir wissen warum — sogar im Falle Stefan Georges, dessen Lehren und Lieder viele beeinflusst haben mögen, die an dem Schicksal dieses Deutschlands mitschuldig sind. Er aber meinte es anders. *Das Heldentum, das er wollte, war nicht barbarisch* — um es so zusammenzufassen. Es gibt am Ende kein barbarisches Heldentum, sondern nur eine barbarische Kraft. Die mit den Reitpeitschen haben gewiss nicht das Heldentum, vielleicht nicht einmal die Kraft, sondern nur die Grausamkeit und die Frechheit. Sie *müssen* George enttäuschen — wenn er der noch ist, für den wir ihn halten möchten. Seine Gestalt ist gross, er muss das Einseitige hassen. Spürt er also nicht, dass diese nur *e i n e* Seite seines Wesens benutzen wollen? — und die versuchen sie noch schandbar zu vergrößern, um sie nur

erst benutzen zu können für ihren finsternen Zweck. — Mit Hingabe und mit Liebe lese ich wieder im „Neuen Reich“; es ist sein letztes Buch und sicher jenes, das die Andern am meisten für sich in Anspruch nehmen wollen. Was für eine Welt beziehungsreicher Schönheit! Sähe das Dritte Reich so aus wie dieses „Neue“, wir müssten es nicht hassen und nicht vor ihm fliehen. Das Buch beginnt mit dem Gedicht von „Goethes letzter Nacht in Italien“ und endet mit einem der süssesten Liebeslieder unserer Sprache: wer könnte wagen, es unter die „anti-humanistischen“, die barbarischen einzureihen? Es ist voll Griechensehnsucht und Mittelmeer-Traum, der Dichter der „Porta Nigra“ verleugnet sich nicht. Die Zeile, mit der das grosse Goethe-Gedicht anhebt und schliesst — „Welch ein Schimmer traf mich vom südlichen Meer?“ —: was ist denn das für ein Ton? Ein Nietzsche-Ton, wir erkennen ihn doch, er hat seine ganze Sehnsucht mit seiner ganzen Verführungskraft. Bewusst stellt der vom Süden Verzauberte sich in Gegensatz zu jenem Deutschland der barbarischen Einseitigkeit, das nun inzwischen so weit gekommen ist, dass es seine Süd- und West-Sehnsucht am liebsten mit Gummi knüppeln aus sich herausprügeln möchte.

„Grad eure Klügsten sie streichen die wallenden Bärte
Zeigen mit Fingern in stockige Bücher und rufen:
„Feind unseres Vaterlandes! Opfrer an falschem Altar!“ ”

Hyperion verachtet seine Brüder — „roh, da ihr schwank seid“ — und seine Götter sind nicht jene der deutschen Wälder, sondern die des begnadeteren Inselvolkes —: „die ihr in Reigen und Rausch — unsere Götter gebart“ (wie das wundervolle zweite Hyperion-Gedicht ihnen zuruft.) Hyperions Traumgesicht, das von der Liebe, die da die Welt neu gebiert —: seid offen, waren wir jemals weiter von seiner Erfüllung als heute? Waren wir jemals weiter von der Verwirklichung seiner Vision, die Apollo geheim an Baldur lehnen sieht? Wohin diese Träume, wer weiss noch von ihnen, und wer noch von ihnen weiss —: was sieht er aus ihnen werden?

Aber es sind ja wohl nicht diese Gedichte — die schönsten, nach unserem Urteil, die der Band enthält —, auf welche die nationalistische Anhängerschaft Georges sich meint berufen zu dürfen. Man wird uns auf andere Stücke verweisen, etwa auf das grosse Gedicht, das „Der Krieg“ heisst. Lesen wir deshalb gerade dieses Gedicht am gründlichsten. Dann finden wir, dass es den Krieg — den es einmal „das greulichste Gemetzel“ nennt — keineswegs auf die Art feiert, wie sie sich die neuen Lobredner der „Materialschlacht“ wünschen möchten. Wenn wir bedenken, dass diese Strophen zu einer Zeit geschrieben sind, da selbst solche von der nationalen Psychose er-

griffen waren, die heute mit dem Vizekanzler von Papen durchaus nicht darin einer Meinung sind, dass das Wort „Pazifismus“ aus dem deutschen Vokabular zu streichen sei — wenn wir uns also dies vor Augen halten, werden wir finden, dass es von einer verhältnismässigen Klarheit und durchaus nicht „begeistert“ in einem naiv-patriotischen Sinne ist.

„Zu jubeln ziemt nicht: kein Triumph wird sein....
Der selbst lacht grimm, wenn falsche Heldenreden
Von vormals klingen, der als Brei und Klumpen
Den Bruder sinken sah, der in der schandbar
Zerwühlten Erde hauste wie Geziefer....“

Singt so der Barde, den man zum Hanns Johst in die Akademie bittet? Welche Distanzierung dieses „Siedlers auf dem Berg“ von der vulgären Berauschtigkeit einer belogenen Menge. „Er kann nicht schwärmen — von heimischer Tugend und von welscher Tücke“, heisst es unzweideutig von ihm. Und es wird klar, dass er den Krieg kaum als eine nationale Angelegenheit empfindet, sondern als ein elementares Ereignis, eine kosmische Katastrophe von reinigender Furchbarkeit. — Sogar wenn wir das sowohl schwächere als schlimmere Gedicht vom „Dichter in Zeiten der Wirren“ ohne Vorurteil prüfen: wir müssen sagen, dass unsere Jugend anders aussähe, wenn sie es wirklich gelesen hätte, von seinem Geist berührt worden wäre.

„Ein jung Geschlecht, das wieder Mensch und Ding
Mit rechten Maassen misst, das schön und ernst
Sich gleich entfernt von Klippen dreisten Dünkels
Wie seichtem Sumpf erlogner Brüderei....“

Sehen sie s o aus, die heute als böse Narren die Werke grosser Dichter und Denker auf den öffentlichen Plätzen verbrennen? Seid ehrlich, prüft euch und antwortet: SEHEN SIE SO AUS?

Keine Sekunde zögern wir mit der Antwort. Und so stellen wir fest, dass wir denen das Recht n i c h t zuerkennen sich auf Einen zu berufen, der sie anders wollte, als sie nun sind — so *wesentlich* anders, trotz den Zügen, die sie mit ihm zu verbinden scheinen. — Er war von Anfang an Europäer; jemand, der seine Biographie mit einer so pathetischen Folgerichtigkeit lebt, wächst über seine Anfänge wohl hinaus, aber er verleugnet sie nicht. Vielleicht liebt er heute Frankreich nicht mehr; aber dass er es geliebt hat, ist schon Geistesgeschichte, seine Beziehung zu Mallarmé, seine Übertragungen der pariser Symbolisten sind nicht wegzudenken aus seiner Entwicklung, die wir schon in ihrem Zusammenhang übersehen. — Die

neuen Herren Deutschlands wollen uns ausserhalb Europas stellen, uns isolieren, geistig und moralisch sowohl, als politisch.

Protestieren müssen wir dagegen, dass sie sich, diese neuen Herren, bei so vaterlandsfeindlicher Aktion auf einen Dichter berufen, in dem das Griechentum lebendig ist, wie der Katholizismus, Rom so sehr wie Byzanz, und dessen Anfänge — die schon keine Anfänge mehr, sondern Erfüllung waren — nach Paris weisen, wo er Töne und Stimmungen lernte, die er in Deutschland nie gefunden hätte. Wenn dieser Dichter solches Missverständnis — das keine Vereinfachung, sondern eine Verfälschung seines Wesens bedeutet — zuliesse, dann wäre er Der nicht mehr, den wir bewundert haben und so sehr geliebt.

Wir hoffen, dass sein Schweigen Abwehr bedeutet. Er wird sich nicht vermischen und verwechseln lassen. Hitler — und Stefan George: das sind zwei Welten, die niemals zueinander finden können. Das sind zwei Arten Deutschland.

Wir haben niemals geglaubt, dass dieser grosse Dichter einen erlösenden Weg in die Zukunft weise, wenn man sein willentlich und wissentlich *un-*, ja *antidemokratisches* Ethos, das überhaupt nur auf einer höchsten Ebene anwendbar ist, auf die Problematik unseres Alltags bezöge. Aber *den* Weg wies er doch niemals, auf dem sich heute Deutschland und seine verführte Jugend verirrt. — Die Lehren, nach denen wir uns orientieren müssen, sind Georges Wesen entgegengesetzt. Trotzdem hat das Vorbild seiner Gestalt, die einzig und unvergleichlich in dieser Zeit steht, einen reinigenden und korrigierenden Einfluss auf unser Leben gehabt. Von dieser Wirkung ist bei seinen völkischen Anhängern nichts zu spüren; es hätte eine sittigende Wirkung sein müssen.

Wenn er enden will, wie er gelebt hat — mit dem untrüglichen Wissen um Reinheit, Lauterkeit und echten Adel, das uns der kostbarste, unveräusserlichste Teil seines Wesens schien — so verharre er gegen dies neue Deutschland in derselben Geste, die ihm das alte abnötigte: das Haupt weggewendet von einem Geschlecht, das sich täglich in eine noch tiefere Schande verstrickt, als die es war, von der er es reinigen wollte.